

**Erstveröffentlichung**

1 Andrian, Leopold v.: Erinnerung an meinen Freund. In: Fiechtner, Helmut A. (Hg.): Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. Bern, München: Francke 1963, pp. 70-81, hier p. 76.

2 Ibid., p. 77.

3 Hahnl, Hans Heinz: Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten. Wien: Atelier 1990, pp. 152-157.

4 »Man kann wohl sagen, daß er dieses Land eigentlich *entdeckte* und durch seine Schilderungen mit Romantik füllte.« In: Dietrichstein, Egon: Robert Michel. Ein Porträt. In: Neues Wiener Journal v. 11.09.1918, p. 6 [Hervorh. RC]. – Dieser Originalitätsanspruch ist nicht ganz begründet. Matl, Josef: Südslawische Studien. München: Oldenbourg 1965, p. 394f. weist auf zwei Autorinnen hin, die sich ebenfalls dem südslawischen bzw. bosnischen Stoff gewidmet, aber noch vor Michel veröffentlicht hatten: Mara (Marie) Cop-Marlet und Milena (Preindlsberger-)Mrzović; dazu auch Andrea Frindt: »Will man gegen andere Nationen gerecht sein, so muß man ihre Probleme kennen.« (Tomáš Garrigue Masaryk). Übernationale Haltung und Vermittlung slawischer Landschaft und Kultur im Werk Robert Michels (1876-1957). Berlin: Mag.[masch.] 1996, p. 39.

5 Die einzig vorliegende Studie ist: Volke, Werner: *Auf der Südostbastion unseres Reiches*. Zum 100. Geburtstag von Robert Michel und als Beitrag zur Geschichte von Hofmannsthals *Österreichischer Bibliothek*. In: Hofmannsthal-Blätter 15 (1976), pp. 128-139. Weitere Gesamtstudien zu Robert Michel: Ortner, Johanna: Robert Michel. Ein österreichischer Dichteroftizier. Leben und Werk. Wien: Diss. [masch.] 1945; Delle Cave, Ferruccio: Robert Michel. Eine Monographische Studie. Innsbruck: Diss.[masch.] 1978 sowie Ders.: *Auf der Südostbastion unseres Reiches*. Robert Michel: Autorschaft zwischen Böhmen und Bosnien. In: Stifter Jb. 9 (1995), pp. 38-53; Frindt 1996.

6 Wenn nicht anders angemerkt, befinden sich die zit. Br. an folgenden Orten: Hugo v. Hofmannsthal an Robert Michel in: Österr. Lit.arch. der Nationalbibl., Wien [Sign.: A: Michel], im Folgenden zit. als ÖLA; Robert Michel an Hugo v. Hofmannsthal in: Freies Dt. Hochstift, Stiftung

»Abgesehen von George, erkannte Hofmannsthal sehr wenige unter den Autoren seiner Zeit, insbesondere deutscher Zunge, als seinesgleichen an.«<sup>1</sup> Mit dieser Behauptung leitet Leopold von Andrian, ganz in dem für ihn charakteristischen Stil der apodiktischen Urteile, die Absätze seiner *Erinnerungen an meinen Freund* ein, in denen er das Verhältnis Hofmannsthals zu seinen Zeitgenossen diskutiert. Weiter heißt es:

Dagegen schätzte er unter den Dichtern etwas kleineren Formats als er selbst, die nicht zum Vergleich mit ihm in Betracht kamen, solche, die sicher in ihrem Handwerk und echt in ihrer Inspiration, mit einem Wort, die wirkliche Künstler waren. Mit Max Mell zum Beispiel und mit Rudolf Alexander Schröder und nicht minder mit Robert Michel verband ihn künstlerisches und auch freundliches Interesse.<sup>2</sup>

Beiläufig formuliert Andrian einen Kanon, dem – wiewohl im Einzelnen zu hinterfragen – große Bedeutung beigemessen werden muss. Es wäre wünschenswert, einmal ausführlich der Frage nachzugehen, ob eine Systematik in Hofmannsthals Netzwerk literarischen Patronats zu erkennen ist, was hier allerdings nicht meine Aufgabe sein kann. Indessen vermag dieser Beitrag einen Teilaspekt des Problems zu streifen, denn er ist demjenigen in der oben genannten Triade gewidmet, von dem Hans Heinz Hahnl schreibt, er zähle zu den »Verschollenen« der österreichischen Literatur: Robert Michel.<sup>3</sup> Dieser Autor erreichte nicht einmal zu Lebzeiten eine breite Wirkung; selbst das Verdienst, die bosnisch-herzegowinische Landschaft und ihre pittoresken muslimischen Bräuche für die österreichische Literatur »entdeckt«<sup>4</sup> zu haben, wurde über den engeren Kreis der Gönner und wenigen Leser hinaus substanziell nie wahrgenommen. Auch die Hofmannsthal-Forschung<sup>5</sup> scheint, übersehen zu haben, dass er in jahrzehntelanger freundschaftlicher Beziehung mit dem Dichter verbunden war, ja dass seine literarischen Anfänge unter dem Schutz Hofmannsthals standen, welcher seine Entwicklung stets mit Anteilnahme verfolgte.

Dieser Aufsatz setzt sich zum Ziel, dem Vergessen entgegen zu arbeiten, die Konturen dieser am Rande der österreichischen Literaturgeschichte gebliebenen Figur zu umreißen, sowie anhand markanter Stellen aus seinem unedierten Briefwechsel mit Hofmannsthal<sup>6</sup> wichtige Momente ihrer völlig im Schatten gebliebenen dichterischen Beziehung zu beleuchten. Dabei wird aufgezeigt, welchen Einfluss Hofmannsthals Verständnis der Dichtrolle und sein stilistisches Empfinden auf die literarische Entwicklung Michels ausgeübt haben. Schließlich soll der Frage nachgegangen werden, aus welcher Motivation heraus Hofmannsthal diesen Autor in seine Kriegspublikationen aufnahm und welche ideologischen Implikationen dies in sich birgt.

Michel beschreibt seine erste Begegnung mit dem Dichter folgendermaßen in seinen Erinnerungen:

Herbst 1896, ein Abend bei Leopold Andrian in der Habsburgergasse 5. Ich, ein Zwanzigjähriger, sitze in meiner hellblauen bosnischen Leutnantsuniform da und soll in den nächsten Augenblicken »den größten österreichischen Dichter« kennenlernen. Hofmannsthal hatte damals gerade sein Einjährigendjahr bei den Dragonern beendet, und die Vorstellung, dass »der größte Dichter« als Korporal ins Zimmer eintreten könnte, mag die Benommenheit des jungen Offiziers noch gesteigert haben. [...] Jede Beklemmung ist sofort gewichen, als ich in Hofmannsthals Augen blickte, die, gütig und beredt, weit rascher eine Verständigung ermöglichen, als es Worte vermögen. Des Gesprochenen von jener ersten Begegnung kann ich mich nicht mehr entsinnen, nur das Gefühl einer großen Beglückung blieb in mir lebendig und die schöne Gewissheit einer Freundschaft fürs Leben, die schon in dieser Stunde durch das gegenseitige Du besiegelt wurde.<sup>7</sup>

Der Autor evoziert hier ein prägnantes Bild seiner Beziehung zu Hofmannsthal: Im ersten Augenblick erkennt er gleichzeitig die Zuneigung, die ihm »der größte Dichter«<sup>8</sup> sein Leben lang entgegenbrachte, aber auch den großen, niemals überbrückten Abstand, der zwischen ihnen stets bestand, und im unvergleichbaren literarischen Wert ihrer Produktionen lag. Bevor wir



12 Michel, Robert: Geleitwort zu einem neuen Buch. [Typoskr., dat. 08.03.1946]. In: ÖLA [A: Michel], p. 7.

13 *Die Wila der Narenta* und *Der Schatzgräber von Blagaj*. Cf. Michel, Robert: Mein erster Film. In: Neue Freie Presse v. 02.05.1920, pp. 1-3.

14 Michels eigene dram. Versuche verzeichneten wenig Erfolg. *Mejrima* kam im Januar 1910 in Prag auf die Bühne und wurde nur zweimal aufgeführt; *Hauptmann Bjässnowaschi* wurde erst 1912 in Zagreb auf Kroat. uraufgeführt, ohne dass es je eine dt. Insz. erlebte; das Lustspiel *Der weiße und der schwarze Beg*, das 1930 im Wiener Akademietheater Prem. hatte, wurde bald vom Programm abgesetzt. Hier soll Hofmannsthal energisch interveniert haben; cf. Michel, Robert: Ich klage an. [Typoskr.]. In: ÖLA [A: Michel], p. 1; das auf diesem Stück basierende Libretto *Die geliebte Stimme*, das von Jaromir Weinberger (1896-1967) – mit dem Hofmannsthal Michel in Verbindung setzte – vertont wurde, ist 1931 in der Münchner Staatsoper uraufgeführt worden und ebenso in Vergessenheit geraten.

15 Cf. Michel-Mossetig, Agathe: Das Bild des Vaters: Erinnerungen an Robert Michel. In: Die Furche v. 21.12.1968, p. 31.

16 Michel [Einleitung], p. 2.

17 Unter den Gratulationsbriefen sei an Folgende erinnert: Hugo v. Hofmannsthal v. 28.10.1927, Martin Buber v. 11.12.1927, Stefan Zweig v. 05.11.1927. In: ÖLA [A: Michel]. Cf. Delle Cave 1978, p. 132. Der Roman wurde ins Engl. und Tschech. übers.

18 Andrian ging nach dem »Anschluss« wegen seiner legitimistischen politischen Gesinnung und seines Buches *Österreich im Prisma der Idee* ins Exil, cf. Schumacher, Horst: Leopold Andrian. Werk und Weltbild eines österreichischen Dichters. Wien: Bergland 1967, p. 47.

19 Schon 1933, nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland, gründete Michel einen Feuilletonvertrieb, RO.MI., mit dem er – aber nur formell – das Geschäft Cäcilie Tandlers, einer Jüdin, übernahm, so dass sie unter seiner Deckung in Deutschland weiter arbeiten konnte. Während des Krieges soll er sie als seine Schwester ausgegeben und ihr Unterschlupf gewährt haben. Cf. Briefentwurf Robert Michels an Robert Neumann v. 15.04.1947. In: ÖLA [A: Michel].

20 Ludwig Ganghofer leitete selbst die Uraufführung des Stückes und veröffentlichte in der *Zeit* v. 19.11.1898, p. 122f eine in Form eines

diese Gebiete zu machen.«<sup>12</sup> Seine Beteiligung ging so weit, dass er im Sommer 1918 eine Filmexpedition in Bosnien in die Wege leitete und zwei auf früheren Erzählungen basierende Filme in Bosnien drehte.<sup>13</sup> Als Andrian im April 1918 von Kaiser Karl zum Generalintendanten der Hoftheater ernannt wurde, setzte er zur vorläufigen Leitung des Burg- und Akademietheaters ein »Dreierkollegium« ein: Hermann Bahr, Max Devrient und, natürlich, Robert Michel; wenige Monate darauf demissionierte er infolge des politischen Umsturzes, und das Kollegium wurde aufgelöst.<sup>14</sup>

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie lebte Michel als freier Schriftsteller in Wien. Auf die große Umwälzung scheint er positiv reagiert zu haben: Aus seiner Korrespondenz mit Andrian ist selten Depression oder Hoffnungslosigkeit herauszulesen, sondern im Gegenteil Zukunftsvertrauen und geradezu Unternehmungslust, die hauptsächlich mit seiner vielfältigen Beteiligung am Kinogeschäft zusammenhing. Jedoch erwies sich diese bald als Misserfolg, so dass Michel erhebliche finanzielle Verluste erlitt,<sup>15</sup> zu denen 1925 der Tod seines Sohnes Adalbert und die Geisteserkrankung seiner Frau hinzukamen. Auf diese ungeheuren Ereignisse, die ihn wie ein »Gottesgericht«<sup>16</sup> trafen, reagierte er mit der Rückbesinnung auf streng literarische Arbeit: 1927 kam der Roman *Jesus im Böhmerwald* heraus, der auf diesen schmerzlichen Erfahrungen fußt und sehr positive Kritiken erntete.<sup>17</sup> Für dieses Buch erhielt Michel den Adalbert-Stifter-Preis. Eine ähnliche Anerkennung wurde dem Roman *Die Burg der Frauen* (1934) zuteil, in dem Michel die Saga von Libussa und Primislaus bearbeitete: Er bekam 1937 dafür den Tschechoslowakischen Staatspreis.

Seine Stellung gegenüber dem Nazi-Regime war sehr komplex und bedürfte einer eingehenden Untersuchung. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass seine Vergangenheit als k.u.k. Major, die literarische Produktion, die Freundschaft mit Andrian<sup>18</sup> sowie andere Faktoren<sup>19</sup> daran zweifeln lassen, dass er Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie war; andere Tatsachen wie die Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer oder die Beteiligung am 1938 vom *Bund deutscher Schriftsteller Österreichs* im Wiener Krystall-Verlag veröffentlichten *Bekenntnisbuch österreichischer Dichter* scheinen jedoch dafür zu sprechen – und doch galt er nach dem Krieg nicht als nationalsozialistisch belastet. Seine weitere Produktion umfasst folgende Romane: 1946 *Die Augen des Waldes*, 1947 *Die allerhöchste Frau*, 1948 *Die Wila*. In den 50er Jahren erhielt Michel die feierliche Anerkennung des Staates: 1951 wurde ihm der Titel »Professor« vom Bundesministerium für Unterricht und die Ehrenmedaille der Stadt Wien verliehen. Er starb 1957 in Wien.

Der eigentliche Briefverkehr mit Hofmannsthal setzt 1898 mit Michels Versetzung nach Mostar ein: Damals war der 24-jährige Hofmannsthal bereits ein im gesamten deutschsprachigen Raum etablierter Dichter; eine Aura umgab ihn, die ihn in den Augen seiner Freunde zum »größten österreichischen Dichter« machte. Dies gesteht auch Michel ein, als er ihm anlässlich der Münchner Premiere von *Der Thor und der Tod* schreibt:

Mostar, am 25. November 1898.

Liebster Hugo!

Wie die letzte »Zeit« mit dem Brief von Ganghofer<sup>20</sup> kam, hatte ich eine große Freude; nicht Deines »Erfolges« wegen. (Eigentlich kann ich das schwer sagen) Dass dieser klare Brunnen, zu dem wir schon durch Jahre gepilgert sind, jetzt überquillt und ins Land geht auch zu denen, die nicht kommen wollten – diese Demütigung ihrer selbst, die in der verspäteten Bewunderung liegt! und dennoch Freude, die man ihrer willen haben muss.

Das kam so erquickend in den verdrießlichen Gang des militärischen Lebens und in meine eigene Armut. [...] <sup>21</sup>

Die Metapher vom klaren Brunnen, zu dem die Menschen mit ihren Bitten gehen, ist bezeichnend für die Bewunderung, die Michel Hofmannsthal zollte,<sup>22</sup> und i.A. für ihre Beziehung, die nie eine gleichrangige war: Auf der einen Seite stand das verehrte Dichtergenie, auf der anderen der unbekanntete junge Offizier. Der eine machte dem anderen Mut; jener erwiderte mit seinem vollen Vertrauen und vielleicht mit einigem Staunen, dass ihm ein solcher Mensch als Förderer zur Seite stand. In einem anderen Brief aus Mostar (01.02.1899) bietet Michel eine Schilderung dieses Verhältnisses:

Liebster Hugo

Dein Brief kam erst in Florenz in meine Hände und zwar den Tag vor Poldis Ankunft. Neben dem Poldi bin ich noch immer der Alte von Wien, der in irgendeiner Zimmerecke ruhig saß und zuhörte während Ihr zusammen sprach, und Poldi schrieb Dir

Briefes gehaltene Besprechung des Abends, auf die hier Michel anspielt. Cf. Fetzer, Günther: »...Mit den Ihnen beliebenden Kürzungen«. Der Briefwechsel zwischen Hugo von Hofmannsthal und Ludwig Ganghofer (1898-1915). In: Jb. der Dt. Schiller-Ges. 12 (1978), pp. 154-204, hier p. 165f.

21 Gekürzter Erstrdr. in: Greve, Ludwig/Volke, Werner: Jugend in Wien. Literatur um 1900. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. München: Kösel 1974, p. 166.

22 Am 07.11.1898 vermerkt er in seinem Tagebuch: »Bis jetzt galt mir von den Lebenden das Meiste: Hofmannsthal«. In: ÖLA [A: Michel].

23 Interessant ist diese Stelle aus einem Br. Leopold v. Andrians an Robert Michel v. 27.02.1900: »Ich habe diese erste Geschichte [Die drei Musikanten, RC] vor Bahr, Schnitzler, Hirschfeld, Servaes, Gold, (Hugo war krank) vorgelesen. Hirschfeld hat gesagt die Erzählung habe ihn sehr ergriffen; die andern haben manches ausgesetzt, vorausgesetzt wie sie sagten, daß es sich um eine Arbeit von einer gewissen Höhe des Niveaus handle; daß Du auf dieser Höhe stehst (dieses [sic] Höhe des Niveaus ist es auch, die ich als das Erfreuliche an der Arbeit bezeichnete,) schienen sie bei Dir nach dem Osmanbegovic für selbstverständlich zu halten.« In: ÖLA [A: Michel]. Cf. dazu Schnitzlers Tagebucheintragung v. 10.01.1900: »Andrian las Einigen eine leidliche Novelle von Michel vor.« In: Schnitzler, Arthur: Tagebuch 1893-1902. Hg. v. Werner Welzig. Wien: ÖAW 1989, p. 319.

24 Cf. Leopold v. Andrian an Robert Michel v. 27.02.1900 über die Novellen *Die drei Musikanten* und *Vom Podvelež*: »Beide Arbeiten gefallen mir sehr gut und zwar wirken sie auf mich auf eine Art, die vielleicht die natürlichste ist. [...] Beide Male war ich ergriffen und nah dem Weinen bei den traurigen Stellen der Geschichte.« In: ÖLA [A: Michel].

25 Cf. Leopold v. Andrian an Robert Michel v. 12.10.1903: »Es thut mir leid, Dir (ausnahmsweise) nichts Gutes über die Erzählung sagen zu können. Sie scheint mir sehr unter Deinem Niveau, mit kaum einem hübschen détail und keinem menschlichen Gesicht oder Profil, keiner Situation, nichts... c'est le vide, le néant absolu...« In: ÖLA [A: Michel].

26 Cf. Leopold v. Andrian an Robert Michel v. 28.07.1903: »Ich kann Dir zum Schluss nur dringend rathen, wenn Du ein bedeutender Dichter werden willst, Dich mit der Sprache,

und so verschob ich meine Antwort für Mostar. Ob nun Deine liebe Hilfeanbietung dem Freunde Poldis oder dem hilflosen Lieutenant in Mostar, oder dem, dem Du einigemal in Wien begegnetest – gilt, gleichviel, ich bin Dir vom ganzen Herzen dafür dankbar gewesen, umsomehr, da mir Dein freundliches Entgegenkommen die Zuversicht gab, dass ich in Zukunft, wenn ich etwas brauche, mich an Dich wenden kann. Diese Unbescheidenheit ist ganz ernst, denn ich komme gleich heute mit einer Bitte. [...]

In dieser Konstellation nimmt der gemeinsame Freund Andrian (Poldi), gleichsam als Bindeglied, eine wichtige Stelle ein. Michel rückt seine eigene Person bescheiden in den Hintergrund, statt sich als Dritter im Bund zu stilisieren, und stellt sich am liebsten als stillen, unscheinbaren, aber aufmerksamen Zuhörer dar. Dass er aber darauf bedacht war, eine solche Atmosphäre für sich nützlich zu machen, liest man mühelos zwischen den Zeilen. Auch in der Auseinandersetzung Hofmannsthals mit Michels literarischen Versuchen – die den Hauptinhalt der Korrespondenz ausmacht – tritt Poldi als ständiger Begleiter auf. Beide Autoren, Hofmannsthal und Andrian, waren nicht nur bemüht, die anderen schreibenden Freunde und Wiener Intellektuellen auf Michel aufmerksam zu machen,<sup>23</sup> sie spielten selbst – mit verschiedenen Aufgaben und unterschiedlicher Sensibilität – beim Entstehen der Werke eine Rolle: Andrian fiel als Erstem die Aufgabe zu, die neuesten Texte des Freundes zu lesen, welcher auf sein Urteil wartete, bevor er die Arbeiten an Hofmannsthal übersandte. In seinen Beurteilungen legte Andrian mit seinem zuweilen überschwänglichen Lob<sup>24</sup> wie andernorts schonungslosen Tadel<sup>25</sup> die ganze Schroffheit seiner Persönlichkeit bloß. Darüber hinaus fühlte er sich aufgrund der großen Vertrautheit mit »Robby« berechtigt, selbst Hand anzulegen und mit Korrekturen in die Texte einzugreifen. Denn seine größte Sorge galt dem manchmal ungelenten Stil des Freundes.<sup>26</sup> Hofmannsthals Beteiligung war hingegen diskreter. Er war übrigens über die Wechselhaftigkeit von Andrians Stimmung gut unterrichtet und riet Michel (02.12.[1903]) quasi versöhnlich:

Lass Dich von Poldy nicht gar zu sehr deprimieren. Seine Ausdrucksweise über neue Producte hat manchmal etwas von Robespierre'scher Grausamkeit. Auch wenn ich ihm etwas schicke, pflügt er kein gutes Haar daran zu lassen.

Weiterhin ist zu bemerken, dass Hofmannsthals Förderung durchaus über das Lesen und Kommentieren hinausging. Seine Hilfe war praktischer Natur, denn er bemühte sich, seine Kontakte im Verlags- und Zeitungswesen für den angehenden Schriftsteller nutzbar zu machen. Unter den Persönlichkeiten, die durch Hofmannsthals Intervention mit Michels Produkten in Berührung kamen, sind u.a. zu erwähnen: Felix Salten und Max Burckhard von der Wochenschrift *Die Zeit*; die Herausgeber der *Insel*, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum; später auch Paul Zifferer, Feuilletonredakteur der *Neuen Freien Presse*. Am meisten Aufwand verwandte Hofmannsthal aber darauf, Michel beim S. Fischer-Verlag zu etablieren, wo alle Autoren des Jungen Wien gleichsam beheimatet waren. Am 20.02.[1901] schreibt er an Michel:

Eine von den Geschichten schicke ich jedenfalls an die »Neue Deutsche Rundschau« um für Dich die Verbindung mit dem Fischer'schen Verlag anzuknüpfen. Im Ganzen musst Du nun noch für ein paar Jahre dem materiellen und auch dem äußern litterarischen Erfolg ganz ohne Ungeduld entgegensehen. Es giebt nichts ungesunderes und unsinnigeres, als wenn man darauf zu stark sein Interesse wendet. Allmählich stellt sich ja beides bis zu einem gewissen Grad ein.<sup>27</sup>

Damit nährte er selbst Michels Ambition, seine Erzählungen in einem Buch gesammelt zu sehen und es bei S. Fischer zu veröffentlichen, was ihm Michel am 31.05.1902 brieflich mitteilte. Hofmannsthal erklärte sich bereit, ihm dabei zu helfen, er intervenierte sogar direkt bei Samuel Fischer,<sup>28</sup> der sich jedoch erst nach langem Warten überzeugen ließ, bis 1907 *Die Verhüllte* endlich herauskam.

Diesen praktischen Beistand allein zu registrieren, kann jedoch nicht reichen. Man muss den Modalitäten der Anteilnahme Hofmannsthals am Schaffen Michels auf den Grund gehen und deren Motive erklären. »Als Leser war Hofmannsthal ausschweifend; rastlos unterwegs und unbedenklich gegen Entfernungen«,<sup>29</sup> schreibt Gert Mattenklott. Und vielleicht darf man das Zitat nicht nur auf zeitliche und räumliche Entfernungen, sondern auch auf Entfernungen

mit dem Styl eingehend zu beschä-  
tigen, mach Beschreibungen, nur  
um der Wahl der Worte willen!  
Übersetze möglichst genau Werke  
guter Schriftsteller, schick mir die  
Proben.« In: ÖLA [A: Michel].

27 Gekürzter Erstdr. in: Hofmanns-  
thal, Hugo v.: Briefe. 1890-1901. Ber-  
lin: Fischer 1935, p. 327f.

28 Cf. ua. Hugo v. Hofmannsthal an  
Robert Michel v. 03.12.[1902], v.  
13.01.1903, v. 03.02.1907 u. v.  
15.03.1907, sowie den Br. S. Fischers  
an Hugo v. Hofmannsthal v.  
19.03.1907, uned., den letzterer mit  
einer Nachschrift an Michel weiter-  
leitete. Sämtlich in: ÖLA [A: Michel].

29 Mattenkloft, Gert: Hofmanns-  
thals Lektüre französischer Realis-  
ten: Stendhal, Balzac, Flaubert. In:  
Hofmannsthal-Blätter 34 (1986),  
pp. 58-73, hier p. 58.

30 Hofmannsthal, Hugo v.: Ges. Wer-  
ke in zehn Einzelausg. Hg. v. Bernd  
Schoeller in Beratung mit Rudolf  
Hirsch. Bd. 8: Reden und Aufsätze I  
1891-1913. Frankfurt/M.: Fischer 1979-  
1980, pp. 54-81, hier p. 64. Im  
Folgenden zit. als RuA I.

31 In: FDH [Sign.: E IVB 110.6]. Ich  
danke Ellen Ritter für diesen  
Hinweis.

32 Michel, Robert: Aus eigener Werk-  
statt. [Typoskr.]. In: ÖLA [A: Michel],  
p. 7.

33 Cf. Leopold v. Andrian an Hugo v.  
Hofmannsthal v. 23.01.1899, ge-  
schrieben während seines Aufent-  
halts in Florenz: »Mir scheint es geht  
mir besser, seitdem ich mit dem  
Robby zusammen bin. Gelesen ist  
wenig von uns worden; in den ers-  
ten zehn Tagen etwas mehr und  
entlegene Sachen: Brandes, Henry  
Beque, Mommsen, Anatole France,  
D'Annunzio, Maeterlinck, Swinburne,  
etwas neue freie Presse [...]«. In:  
Hofmannsthal, Hugo v./ Andrian,  
Leopold v.: Briefwechsel. Hg. v. W.H.  
Perl. Frankfurt/M.: Fischer, 1968,  
p. 127. Cf. Robert Michel an Leopold v.  
Andrian v. 31.01.1899, aus Mostar:  
»Ich hab mir außer Burckhardt noch  
ein Buch bestellt, auf das ich mich  
sehr freue ›Shakespeare‹ von Bran-  
dy.« In: Dt. Lit.arch., Marbach [Sign.:  
A: Andrian], im Folgenden zit. als  
DLA. – Cf. Robert Michel an Leopold  
v. Andrian v. 07.07.1897: »Zeit hatte  
ich hier sehr wenig für mich. Von  
Büchern las ich ganz nur frère Yves  
[*Mon frère Yves*, Roman von P. Loti,  
erschienen 1883, RC], sonst nur  
Bruchstücke aus Maeterlinck [sic],  
Emerson, Niels Lyhne, Eckermann,  
Heine. Ich bin sehr froh Yves gelesen  
zu haben. Es ist doch etwas ganz  
Besonders daran, und dann ist es im  
stande einen gewissen ruhigen

im Hinblick auf Qualität beziehen – lehrt uns ja der Autor selbst in seiner Rede *Der Dichter und diese Zeit*, dass auch der »Kolportageroman«, den »der Ladenschwengel und das Nähmädchen einander leihen«, an der »Gewalt des Dichters«<sup>30</sup> teilhabe. Dies legt die Vermutung nahe, dass Hofmannsthal's Interesse an Michel nicht von Affektiertheit oder von der Forderung nach stilistischer Vollkommenheit, sondern von einem Gespür für genuine literarische Inspiration geprägt war – was der oben zitierte Brief vom 20.02.[1901] an Michel beweist:

Aber wenn ich Dein Wesen recht verstehe, so brauche ich Dir das gar nicht zu sagen. Denn was Du arbeitest, geht aus einem so üppigen feuchtwarmen Weltgefühl hervor, aus einer solchen Lebensatmosphäre, dass Du wohl von Natur davor bewahrt bist, etwas von den trockenen Hässlichkeiten des métier zu empfinden.

Äußerungen solcher Art stehen nicht allein. Viele Jahre nach diesen Zeilen bringt sie Hofmannsthal in einer 1915 datierbaren Notiz zur Reihe *Österreichische Bibliothek* noch deutlicher auf den Punkt und spricht somit den ästhetischen Ansatz aus, auf dem seine Rezeption der Werke Michels beruht. Da heißt es: »ad Michel: es braucht nicht die Sprache gegeben sein sondern das innere Gefühl für die Geschöpfe u Gebilde, ihre Abstufungen und ihre Herzenskämpfe.«<sup>31</sup> Es ist diese Haltung, die die vielen Gunstbeweise motiviert, die er diesem durch die Jahre hindurch zuteil werden ließ – so verblüffend dies aus heutiger Sicht auch sein mag. (Denn eines steht fest, Michel hat manches Lesenswerte geschrieben, aber er ist nicht durch Zufall, sondern wegen der Qualitätsmängel seiner Gesamtproduktion vergessen worden.) Im Folgenden soll nun der ästhetische und kulturgeschichtliche Rahmen, innerhalb dessen diese eigenartige literarische Anerkennung ihre Begründung erfuhr, umrissen werden.

So prägend sich die vom Herbst 1898 bis April 1900 in der Herzegowina abgediente Zeit auch erwies, so darf man nicht annehmen, dass Michel die Trennung von Wien leicht fiel. Denn im Wiener Kulturleben und nicht anderswo hatte er den »geistigen Zusammenschluß mit dem Leben der Gegenwart«<sup>32</sup> gefunden und die moderne österreichische und europäische Literatur kennen gelernt. Anhand des Tagebuchs und seiner Korrespondenz mit Andrian kann man einen – wenn auch nur fragmentarischen – Eindruck von seinen damaligen Lektüren gewinnen.<sup>33</sup> Die vorkommenden Namen (u.a. D'Annunzio, Hamsun, Jacobsen, Loti, Maupassant, France, Maeterlinck) weisen auf eine gewisse Empfänglichkeit für die Instanzen der Moderne hin: Und tatsächlich verarbeiten Novellen wie *Die Verhüllte* (die dann der ersten Sammlung den Titel gab) oder *Oberleutnant Neviny*<sup>34</sup> (den Hofmannsthal sehr schätzte<sup>35</sup>), sowie der Roman *Der Jäger*<sup>36</sup>, Motive und Themen, die in der Jahrhundertwende Hochkonjunktur hatten. Das Grundschema der letzten beiden Werke sieht z.B. männliche Protagonisten vor, die in neurotische Zustände verfallen, aus denen sie von der Liebe einer Frau gerettet werden: Ein triviales Rettungsschema, das allein Aufschluss darüber geben müsste, dass Michels Version der »Nervenkunst« zu wünschen übrig ließ. Hofmannsthal's Meinung über *Die Verhüllte* lautete z.B. (Brief vom 10.10. [1903] an Michel):

Das Geistige, welches der Autor in's Spiel bringen will, wirkt ein bisschen als Maschinerie, als Maschine, die laut und aufdringlich arbeitet und nicht viel leistet. Und dabei kommen die Schwächen, Härten, Unbeholfenheiten des sprachlichen Ausdrucks viel stärker heraus, als bei anderen Arbeiten.<sup>37</sup>

Dieses Urteil kann man für alle anderen ähnlichen Produkte gelten lassen. Hingegen kam Michel die echte Inspiration aus der Ferne, und erst weit weg von Wien, infolge der Erlebnisse in der rückständigen österreichischen »Kolonie«<sup>38</sup> Bosnien-Herzegowina, fand er zu seinem persönlichen Stil. Literarisch vollzieht sich dieser physische und kulturelle Übergang in einer Stelle eben dieser Novelle, *Die Verhüllte*. Der Schauplatz: Wien bei Sonnenuntergang, ein leichter Nebel verwandelt die Industrielandschaft in einen zauberhaften Orient:

Die Sonne zeigte eben noch die obere Hälfte, die einer kostbaren Kuppel ähnlich am Horizonte stand. Zu beiden Seiten dieser Kuppel ragten, schlanken Minaretten gleich, hohe Fabrikschlote. Diese Moschee beherrschte mit ihrer Pracht das ganze Bild. Der übrige Horizont zeichnete sich nur in undeutlichen Umrissen, die der Einbildungskraft weiten Spielraum ließen, und die Stadt selbst lag im violetten Dunst, der einem abendlichen Meer zu entsteigen schien. In der Nähe das Neugebäude mit den runden Türmen störte durchaus nicht und noch weniger störten die Soldaten in Fez. Das war ein Stück Orient.<sup>39</sup>

Muth zu geben!« In: F. Delle Cave, Ferruccio (Hg.): *Correspondenzen. Briefe an Leopold von Andrian 1894-1950*. Marbach/N. : Dt. Schillerges. 1984, p. 28.

34 In: Michel, Robert: *Die Verhüllte*. Berlin: Fischer 1907, pp. 137-234.

35 Cf. Hofmannsthals Tagebucheintragung von Ende Nov. 1904: »Lecture: die Novelle »Lieutenant Newiny« von R. Michel.« In: Houghton Library, Harvard Univ. [ Sign.: H VII 16], p. 13. – Ich danke Ellen Ritter für diesen Hinweis.

36 In: Michel, Robert: *Das letzte Weinen*. Wien: Dt.-österr. Verl. 1912, pp. 7-140.

37 Allerdings bezieht sich Hofmannsthal auf eine frühere Version der Novelle. Mein persönliches Urteil über das Endergebnis wäre nicht so streng; cf. Michel, Robert: *Halbmond über der Narenta*. Bosnische Erzählungen. Wien, Leipzig: Luser 1940, pp.129-152 (Neuaufl. Wien: Wiener Verl. 1947). In dieser späten Samml. sind alle hier besprochenen Werke Michels enthalten.

38 Zur Debatte, ob im Falle der Okkupation, dann Annexion Bosnien-Herzegowinas von Kolonialismus die Rede sein kann, cf. Detrez, Raymond: *Colonialism in the Balkans. Historic realities and contemporary perceptions*. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/RDetrez1>; Uhl Heidemarie: *Zwischen »Habsburgischem Mythos« und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne*. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/HUhl1>; Ruthner, Clemens: »K.(u.)k. postcolonial«? Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en. In: Müller-Funk, Wolfgang/ Plener, Peter/ Ders. (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen: Francke 2001 (Kultur – Differenz – Herrschaft 1), pp. 93-103.

39 In: Michel 1907, pp. 9-40, hier p. 12.

40 Ibid., pp. 75-88.

41 Ibid., pp. 107-136.

42 Michel v. 08.03.1948 (Geleitwort), p. 3.

43 Cf. Robert Michel an Leopold v. Andrian v. 09.08.1896. In: DLA [A: Andrian].

44 Zur apolitischen Haltung der k.u.k. Soldaten cf. Foster, Ian: *The Image of the Habsburg Army in Austrian Prose Fiction 1888 to 1914*.

Michel verarbeitet in den Jahren zwischen 1898 und 1902 geschriebenen Novellen seine Erfahrung einer von ihm als andersartig und exotisch empfundenen Welt. In Erzählungen wie *Herzegowinische Hirten*<sup>40</sup> und *Vom Podvelež*<sup>41</sup> entfaltet sich eine ursprüngliche, bisweilen primitive Welt, wo stolze, schweigsame Figuren, meist Hirten, auftreten, deren einfache, aber radikale Triebe die Handlung immer zu extremen Lösungen der Konfliktsituationen führen. Der Erzähler schildert ihre Handlungen und Bewegungen, indem er auf jeglichen Einblick in ihre Gedankengänge, auf jede psychologische Vertiefung verzichtet. In der Zeit, da Schnitzler mit dem inneren Monolog experimentierte, wählte Michel mit Konsequenz die Außenperspektive des Erzählens. Auch deshalb fällt den Landschafts- und Sittenbeschreibungen ein großes Gewicht zu: Mit schmucklosen, ja kargen Sprachmitteln kreiert er lange, von der Handlung scharf abgetrennte Schilderungen der ungewohnten Orte oder ethnografischen Kuriositäten, die darauf zielen, Faszination und Verwunderung zu erregen. Die Außenperspektive entspricht konsequent dem Blickwinkel des Fremden, besser noch, dem eines Soldaten, der okkupiert und wiederum von der »märchenhaften« Schönheit des okkupierten Landes (»dieses lebende[n] Buch[es] von Tausendundeinenacht«<sup>42</sup>) in den Bann gezogen wird. In mancher Hinsicht gilt dies: Entfernung erzeugt Entfremdung, welche aber das Schreiben auflöst, indem es sich das Fremde zu Eigen macht. Denn in diesen Novellen vollstreckt sich auf literarischer Ebene die Annektierung des fremden Landes, das durch die idyllische Verklärung zum neuen Heimatland der Sehnsucht auserkoren wird – auf ähnliche Weise, wie Michel in einer Tagebucheintragung vom 16.10.1898 schreibt:

Es ist schön in einem Lande so gänzlich fremd zusein [sic], jedem Stein, jedem Strauch und jedem Menschen; es müsste aber auch schön sein in einem fremden Lande heimisch zu werden. Am Abend, wenn es ganz dunkel wird, und noch später, wenn es in den Gassen ruhig wird, fühle ich die Möglichkeit, mein Leben mit diesem Karstleben zu vermengen.

Bedenkt man solche privaten Äußerungen, muss man Michel eines als Verdienst anrechnen: Er brachte dem fernen, unbekanntem Land, in dem er seinen nicht unbedingt angenehmen Dienst leisten musste, Demut, Verständnis und Liebe entgegen; er besaß die innere Gemütslage und die Bereitschaft, Bosnien-Herzegowina zu einer für ihn maßgebenden Lebenserfahrung zu machen. Wenn man jedoch den Blick von den privaten Erlebnissen auf die äußere politische Situation lenkt, öffnet sich ein heikles Problemfeld: Wie verhalten sich Michels Geschichten zur historischen Wirklichkeit? Das überlieferte private Material aus dem Nachlass gibt hierzu manche Informationen: Schon in Wien, nachdem er von seiner sicheren Abkommandierung in die Herzegowina erfahren hatte, bezeichnete er – und nicht ohne ein gewisses Unbehagen – seine künftige Mission als die eines »Friedenslieutenant[s]«<sup>43</sup>. Denn in der Tat verstand sich die Monarchie, die mit ihrem Heer das Land besetzte, lieber als Friedens- denn als Okkupationsmacht, ja als Trägerin und Vermittlerin von Kultur und Fortschritt. Und der treue – wie es sich damals gehörte, apolitische<sup>44</sup> – Leutnant Michel hatte diese Haltung einigermmaßen verinnerlicht, wie seine Tagebucheintragung vom 09.10.1898 verrät:

Wenn man den Frieden dieses Landes sieht, kann man gar nicht an den vergangenen Krieg glauben. Vielleicht hatte man sie zu plötzlich erschreckt, dass sie nach den Waffen griffen! Sie mussten doch wissen, dass ihnen niemand ihr Land nehmen kann, um das schon Jahrhunderte drei Götter streiten. Die Alten, die damals in den Felsspalten Uns [sic] aufauert, die nicken jetzt so zufrieden mit dem Kopf, wenn sie den Zug sehen, der ihre Söhne aus dem Land führt und nach zwei Jahren wiederbringt.

Zwar steht dieser Umdeutung der militärischen Okkupation Österreichs als eine Art Kulturmission die noch in Wien geschriebene Erzählung *Osmanbegović*<sup>45</sup> gegenüber, wo der junge, noch nicht in den Bann des Märchenlandes gezogene Autor es schafft, mehr oder minder bewusst Hinweise auf die Ambivalenz der österreichischen Position zu geben: Denn das stolze Schweigen, mit dem der tüchtige, gehorsame muslimische Soldat Osmanbegović auf die Schikanen seines Vorgesetzten Dolansky antwortet – bis er ihn schließlich, vom Zorn übermannt, angreift und im Kampf unterliegt – mag wohl den Widerstand der Bosnier symbolisieren. Aber im Laufe der Zeit nehmen die bukolischen Elemente auffällig zu, die Darstellung der fremden Bräuche wird detaillierter, und die Atmosphäre gleicht immer mehr einer Hirten- oder Dorfidylle in einer an der Grenze von Orient und Okzident gelegenen Welt. Dass in diesem verklärten Bild kaum mehr Platz auch nur für eine vage politische Stellungnahme bleibt, liegt auf der

Bern, Berlin et al.: Peter Lang 1991,  
pp. 55-57.

45 In: Michel 1907, pp. 63-74.

46 Michel v. 08.03.1948 (Geleitwort),  
p. 6.

47 Mühlberger, Joseph: Robert Michel.  
In: Die Literatur 32 (1929/30),  
p. 391.

48 Cf. Dietrichstein v. 11.09.1918.

Hand. In gewisser Hinsicht erklärt sich dieser Hang zur Verklärung mit den weiteren biographischen Umständen: Denn nach der Umsiedlung nach Innsbruck vergingen gut sieben Jahre, bevor er wieder einige Monate lang in die Herzegowina abkommandiert wurde. Dass die ruhige Innsbrucker Zeit, fern der Mühsal des aktiven Dienstes, zu einer sich steigernden Idealisierung des Fremdlandes beitrug, mag realistisch erscheinen. Aber ein solches Argument allein ist wohl zu simpel, denn hier zeigt sich eine Poetik. »Erst weit weg von der geliebten Herzegowina« schreibt er, »vermochte ich jene Seiten zu schreiben, auf denen ich das Wesen dieses Landes am sichersten eingefangen zu haben glaube.«<sup>46</sup> Michel verlässt sich also auf die Kreativität der Erinnerung: Seine Erzählweise, die »fast nur die Oberfläche der Menschen, Dinge und Vorgänge [zu] berühren«<sup>47</sup> scheint, legt in Wirklichkeit jede Instanz von naturalistischer Objektivität beiseite. Seine Prosa gehorcht mit der Naivität ihrer Naturschilderungen und Liebesgeschichten, mit ihrem verhaltenen Pathos des Archaischen nunmehr allein dem inneren Gesetz eines Begehrens, welches das Unscheinbare und Geringe zu seinem Gegenstand macht, um es in der Erinnerungsarbeit in Mythos zu verwandeln. Galt Michel für die wenigen, die sein Schaffen wahrgenommen haben, als der »Entdecker« der literarischen Provinz Bosnien-Herzegowina,<sup>48</sup> so hat die jüngste Forschung vergessen, zu erwähnen, dass seine Werke sich durchaus in die Reihe der exotischen Literatur(en) einordnen lassen, z.B. neben die Bücher eines Pierre Loti – wenn auch weit hinter ihm; anders aber R.F. Arnold, der 1930 in seiner Rezension des Dramas *Der weiße und der schwarze Beg* mit leiser Ironie schreibt: »Dies Land mit seinen Moscheen, Derwischen, Rhapsoden war unser Indien, und Robert Michel [...] der Kipling dieses österreichischen Orients.«<sup>49</sup> Wie eine solche österreichische Variante der exotischen Literatur entstand, welchen Anforderungen sie entsprach, dies lässt sich einigermaßen am Briefverkehr Michels mit Hofmannsthal aufzeigen. Zum Schluss soll dokumentiert werden, wie Hofmannsthal während des Krieges das Werk des Freundes für seine publizistische Tätigkeit zu funktionalisieren wusste.

Der erste Brief, der eine eingehende Analyse Hofmannsthals enthält, ist der Erzählung *Herzegowinische Hirten* gewidmet. Das Gesamturteil ist positiv, doch müsse der Schluss geändert werden, und Hofmannsthal gibt Ratschläge, die darauf schließen lassen, wie er eine gelungene Kurzgeschichte konzipierte. Am 11.02.[1901] schreibt er:

An der schönen Geschichte von den Hercegov. Hirten gefällt mir der Schluss noch immer nicht ganz. Ich meine den äußersten Schluss, von Seite 15 unten an. Du hast zwar das erkältende Einschießel »ich entnehme das weitere der bosnischen Post« weggelassen, aber Du hast dem Schluss die Kahlheit einer Zeitungsnotiz gelassen. Er bedarf aber eines anderen; er bedarf freilich nicht der Ausführlichkeit, oder des Wortreichtums, aber er bedarf eines Tones, der knapp und doch voll Wärme und Licht auf dem Niveau der sehr schönen früheren Seiten sich erhält und nicht abfällt.

Du musst mir zu lieb das thun und versuchen, die Geschichte ohne irgend welches procédé, ohne stilistische Pointierung, ohne Wechsel im Ton ganz einheitlich zu Ende zu erzählen. Nicht breiter aber auch nicht knapper, nicht weicher und nicht straffer ganz so wie die vorhergegangenen Seiten. Bitte thue das und schicke mir das Manuscript gleich wieder. Dein Hugo

Man muss den Todschatz und das Daliegen so spüren wie auf den früheren Seiten das Wandern und Plaudern.

Der Leitgedanke dieser Stilberichtigung ist, dass Michel den knappen Ton der ganzen Erzählung bis zum Schluss durchhalten und auf die Anwendung neuer Elemente bzw. Verfahren verzichten soll, welche vom bereits Geschriebenen nicht gerechtfertigt zu sein scheinen. In der Tat besteht der Reiz dieser merkwürdigen Novelle in dem äußerlichen Gegensatz, aber innerlichen Zusammenhang zwischen der Unerbittlichkeit der Karstwüste und dem nur scheinbar unmotivierten Ausbruch der menschlichen Gewalt. Hofmannsthal meint mit Recht, der Autor solle diesen Widerspruch nicht durch einen Kunstgriff zu lösen versuchen, sondern ihn belassen, wie er ist. Das entstehende Unheimliche verleiht dem ganzen »Relief«: Dies ist der Begriff, den er, nachdem die *Insel* die Geschichte publiziert hatte, am [04.01.1902] in seinem Brief erwähnt: »Es hat mir eine große Freunde gemacht, die »Herc. Hirten« im Druck wiederum 2mal zu lesen. Die Geschichte hat nun noch mehr Relief, und hat mir aufs neue überaus gefallen. Auch verschiedenen anderen Leuten, die mir spontan mit Freude darüber sprachen z. B. Clemens Franckenstein.« Mit diesen Briefen, die tatsächlich eine Art Schule des Schreibens darstellen, vermittelte Hofmannsthal dem wenig erfahrenen Freund sein gediegenes Literaturverständnis.

49 In: Die Literatur 32 (1929/30),  
p. 596.

50 Hofmannsthal schreibt in der  
dritten Pers. und meint sich selbst,  
seine Frau, Gertrud Schlesinger,  
Richard Beer-Hofmann und dessen  
Frau Paula Lissy. Die Beer-Hofmanns  
übersiedelten im Nov. 1901 nach Rodaun,  
cf. Hugo v. Hofmannsthal an  
Robert Michel v. 23.11.1901: »Beer  
Hofmann zieht in einigen Tagen mit  
Kind u. Kegel heraus.«

51 Robert Michel an Herbert Steiner  
v. 20.09.1948. In: DLA [A: Steiner].

52 RuA I, p. 72.

Er regte ihn zu einer knappen, aber bedeutungsvollen Diktion und v.a. zur Angemessenheit der literarischen Mittel gegenüber dem dargestellten Stoff an. Leitend war der Begriff der ›Harmonie‹, den er in folgendem Brief (10.10.[1903]) heranzieht: »Ich glaube: Naturgefühl, eine ganz individuelle Sinnlichkeit, mit viel Tact in einer ganz bestimmten Weise ins Spiel gesetzt, eine gewisse dumpfe aber schöne Abgeschlossenheit, das sind ungefähr die Qualitäten die gewissen von Deinen Arbeiten so viel Harmonie geben.« Diese Qualitäten glaubte Hofmannsthal in *Vom Podvelež* wahrzunehmen – vielleicht der besten Novelle der früheren Jahre. Am 26.03.[1902] schreibt er an Michel: »Die Geschichte vom Podvelež haben alle 4 Bewohner von Rodaun (auch die 2 Frauen)<sup>50</sup> mit dem *stärksten* Vergnügen gelesen. Beer H. sagte nochmals, ›ausgezeichnet‹ und wir fanden uns durch die besten Stellen an Mérimée (ohne Abhängigkeit davon) erinnert.«

Als Höhepunkt dieser atmosphärischen Poetik betrachtete Hofmannsthal Michels ersten Bosnien-Roman, *Die Häuser an der Džamija* (1915), den er bereits 1913 im Manuskript las. Hier sei der Gratulationsbrief wiedergegeben:

[Semmering] 14. VI [1913]

Mein lieber Robert,

Deine hercegovinische Dorfgeschichte habe ich mit einem wahrhaft seltenen Vergnügen gelesen. Ich glaube wohl, sie ist Dein Meisterstück. Wie schön die sinnliche Anschaulichkeit, mit der alles Geschehen sich zu kleinen Katastrophen der äußeren Welt verdichtet: der Unfall Božkos, der Tod der alten Frau, die Schlangenabenteuer, der Tod des Hodža (nach seinen so schönen letzten Reden), die Entführung.

Wie ist das Geschehen zugleich ungewöhnlich und gewöhnlich, fremd und zugleich heimlich und Zutrauen erweckend, und wie schön ist das Naturhafte dieser Menschenwelt, die Reinheit, die nur der reine Spiegel eines dichterischen Gemütes so rein zurückstrahlen konnte. Hier zum ersten Mal fühle ich in [Dir] (und nun auf immer) nicht nur den dichterisch begabten Menschen, sondern den Dichter.

Meine Freude war groß und wird nachhaltig sein, mein guter Robert, denn was ist woltuender [sic] als ein reines Wollen und Gelingen bei einem Mitlebenden, Befreunden, dem man in die Augen sehen kann! [...]

Für Michel kann die persönliche Bedeutung dieser Worte gar nicht zu hoch angeschlagen werden: Der Brief markiert einen Wendepunkt weniger in seiner Karriere, denn in seinem Selbstgefühl als Autor. Nicht zu Unrecht schreibt er 35 Jahre danach: »[B]ei seinem Lesen hatte ich danach das Gefühl, einen Ritterschlag erlebt zu haben.«<sup>51</sup> In der Tat wird er hier als Dichter geweiht, und sein »Wesen« wird umschrieben. Denn in dieser Besprechung finden sich nicht nur alle Kriterien wieder, denen wir in Hofmannsthals Bewertungen der Michel'schen Novellen begegnet sind, z.B. die Sinnlichkeit und das Naturgefühl, die laut Hofmannsthal dessen Werke kennzeichnen. Vielmehr werden hier poetologische Überlegungen berührt, die direkt an die wichtige Rede *Der Dichter und diese Zeit* anknüpfen: Wie dort der Dichter dem Seismographen, »den jedes Beben [...] in Vibrationen versetzt«,<sup>52</sup> gleichgestellt wurde, so ähnelt er hier einem die »reine« Wirklichkeit empfangenden und in Harmonie wiedergebenden »reinen« Spiegel. Mit Nachdruck betont Hofmannsthal den nicht nur ästhetisch, sondern einigermaßen religiös, ja mystisch beladenen Begriff der ›Reinheit‹, die er hinter den Dingen postuliert und die – jedwede gesellschaftlichen Spannungen zu »kleinen Katastrophen der äußeren Welt« sublimierend – allein der »reine« Blick des Dichters an den Tag bringen kann.

Dieser die Wirklichkeit verklärende dichterische Gestus ist jedoch in seinem Wortlaut so faszinierend, wie er in seinen konkreten Implikationen verhänglich erscheint – und die Zweifel richten sich sämtlich gegen seinen Kerngedanken: Im Fall Michels ist insbesondere die Stilisierung Bosnien-Herzegowinas zum Märchenland bedenklich, ein Prozess, den Hofmannsthal mit seinen Äußerungen durchaus unterstützt zu haben scheint. Und dies nicht etwa, weil eine »herzegowinische Dorfgeschichte« literarisch verpönt, oder das Fehlen einer soziologisch-geschichtlichen Deutbarkeit ein Manko sein soll. Ganz im Gegenteil: Der kritische Blick gilt hier nicht der Realitätsferne eines Werkes – durchaus eine legitime literarische Möglichkeit –, sondern eher ihrer Beschlagnehmung durch die Politik, also ihrem ideologischen Gebrauch, vor dem Hauptmann Michel nicht unbedingt zurückschreckte:

In den Jahren 1881 und 1882 kam es in der Herzegowina noch zu kleinen Aufständen, die aber alsbald unterdrückt wurden. Von da an verschwanden aus der Geschichte

53 Michel, Robert: Mostar. Mit phot. Aufnahmen von Wilhelm Wiener. Prag: Bellmann 1909, p. 5.

54 Ders. (Aus eigener Werkstatt), p. 14.

55 Zoff, Otto: Drei Dichter in Kaisers Rock [R.H. Bartsch, F.K. Ginzkey und R. Michel]. In: Der Merker 2 (1910/11), Bd. 2, p. 418.

56 Schuster, Gerhard (Hg.): Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Inselverlag 1901-1929. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 2 (1984), Sp. 1-1090, hier Sp. 58.

57 Cf. dazu u.a. Volke, W.: »Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon...«. Herausgeber als Aufgabe des Dichters. In: Hofmannsthal-Jb. 6 (1998), pp. 177-205, hier pp. 187-193.

58 Schuster 1984, Sp. 59.

59 Hofmannsthal, Hugo v.: Österreichische Bibliothek. In: Ders.: Ges. Werke in zehn Einzelausg. Bd. 9: Reden und Aufsätze II 1914-1924. Frankfurt/M.: Fischer 1979/80, pp. 432-439, hier p. 432. – Im Folgenden zit. als RuA II.

60 Burdach, Konrad: Der Bewahrer des Erbes. In: Fiechtner 1963, p. 270.

61 RuA II (Österr. Bibl.), p. 433 [Hervorh. RC].

62 RuA II (Österr. Bibl.), p. 434.

63 Hofmannsthal, Hugo v.: Aufbauen nicht Einreißen. In: RuA II, p. 384.

64 RuA II (Österr. Bibl.), p. 438.

65 RuA II (Österr. Bibl.), p. 439.

66 Für eine Liste der 26 Bändchen der *Österreichischen Bibliothek* cf. RuA II, p. 528f.

des Landes die Wörter »Fehde, Aufruhr, Überfall, Aufstand«; dafür häufen sich die Wörter »Bau, Umbau, Errichtung, Gründung, Eröffnung«. In 30 Jahren friedlicher Entwicklung wuchsen so Bosnien und die Herzegowina ganz innig der österreichisch-ungarischen Monarchie zu, sodaß im Jahre 1908 auch die nominelle Annexion bekannt gegeben werden konnte – wirtschaftlich und kulturell war sie längst vollzogen.<sup>53</sup>

Denn so weltenfern Österreich in den *Häusern an der Džamija* zu sein scheint, wo keine Beamten oder Soldaten mehr das geschlossene Bild herzegowinischen Lebens und das pittoreske Lokalkolorit stören, so ist man doch – zumal angesichts solcher Behauptungen wie der obigen – berechtigt, in den Text hineinzulesen, dass eben das mütterliche, milde Österreich die Instanz ist, die aus der Ferne die Beilegung der Konflikte ermöglicht und den Fortbestand der Idylle garantiert. Michels herzegowinische Exotik, seine Schilderung der Bräuche dieses neu gewonnenen österreichischen Volkes, dessen als arm und rückständig empfundenes aber geliebtes Land zur neuen Heimat der Sehnsucht auserkoren wird, lassen sich also mühelos als patriotische Literatur (um)deuten.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges macht diese Verschmelzung von Exotismus und Patriotismus besonders gut kenntlich. Damals, als es galt, Autoren für die Propaganda einzusetzen, konnte Michel, der ja immer einen peinigenden Widerspruch zwischen dem Offizierberuf und der Berufung als Dichter empfunden hatte, zum ersten Mal »zu einer ganz innigen Vereinigung der beiden Berufe kommen.«<sup>54</sup> Seine literarische, publizistische sowie filmische Tätigkeit während des Krieges wurde bereits oben erwähnt. Im Folgenden soll daher das Augenmerk auf die Rolle beschränkt werden, die der »Dichter in Kaisers Rock«<sup>55</sup> im Rahmen der Kriegspublizistik des »selbsterwählte[n] Vertreter[s] der Doppelmonarchie«<sup>56</sup> Hofmannsthal spielte.

Das wohl umfassendste Projekt der Kriegsjahre ist die Herausgabe des patriotischen Reihenwerkes *A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich*, später in *Österreichische Bibliothek* umbenannt.<sup>57</sup> Erklärtes Ziel der Publikation war es, ein »kulturhistorische[s] Archiv«<sup>58</sup> in Form einer patriotischen Buchreihe zu gründen, welches den deutschsprachigen Lesern den Traditionsreichtum der Monarchie vor Augen führen sollte. Der österreichisch-ungarische Staat wird hier nicht materialistisch angesehen, etwa als Machtgefüge oder als Kampfplatz entgegen bzw. auseinander strebender politischer Triebkräfte, sondern kulturell als ein immer neu zusammengesetzter, in seinem Wesen einheitlicher Ideenkomplex betrachtet. Mithin ist für Hofmannsthal die größte Gefahr, der Österreich ausgesetzt ist, das Vergessen der Gründe für das Zusammenhalten: »Nicht so gedächtnislos sollte Österreich sein«,<sup>59</sup> predigt der sich immer entschlossener als »Bewahrer des Erbes«<sup>60</sup> Gebärdende im Feuilleton *Österreichische Bibliothek*. Die Bedeutung dieser Schrift liegt darin, dass nun der Kritik über den Sinnverlust und die kulturelle Zersplitterung der Moderne eine für Hofmannsthal neue, geographische Sensibilität unterlegt wird. Denn die Wiederherstellung einer einheitlichen »österreichischen Idee« verlangt zunächst, dass der ethnischen und geschichtlichen Vielfalt der Monarchie Rechnung getragen wird. Kulturell muss Österreich, zuerst geschichtlich und räumlich in Einzelteile zerlegt, und erst dann wieder (aus freiem Willen?) zusammengeschweißt werden: »Es ist als wollte jeder Teil mit Gewalt *vergessen*, daß er gesendet ist, ein *Teil* zu sein«,<sup>61</sup> lamentiert Hofmannsthal, indem er das Ineinandergehen der Gedächtnis- und Landschaftsmetaphorik vorbereitet. Ähnlich wie es Jahrzehnte zuvor mit dem sog. *Kronprinzenwerk* des Erzherzog Rudolf versucht wurde, stellt hier die Völker- und Landeskunde das hermeneutische Prinzip dar, mit dessen Hilfe – in unmittelbarer Konkurrenz mit dem nationalistischen Gedankengut – die Komplexität des Vielvölkerstaates entwirrt werden soll. In Hofmannsthals Feuilletons schlägt sich dies in einer Boden-Metapher nieder (»Uralter europäischer Boden ist uns zum Erbe gegeben«<sup>62</sup>), die sich in eine Territorialisierung der Kultur fortentwickelt (»Nie war die Schönheit Österreichs gewaltiger hervortretend als im August 1914 [...]. Dies war nicht Landschaft neben Landschaft, Tal in Tal übergehend: es war ein lebendig Ganzes: das Vaterland«<sup>63</sup>), bis sogar die unbelebte Natur die Aufgabe übernehmen soll, kulturstiftend zu werden (»in einer echten »Österreichischen Bibliothek« müßte der Berg redend werden und das Wasser und der Wald«<sup>64</sup>).

Auf diese Art ist Hofmannsthal bestrebt, »die Stimme Österreichs«<sup>65</sup> erklingen zu lassen, obwohl sich diese Mystik der sprechend werdenden Landschaften nur mit Mühe in den tatsächlich herausgegebenen Titeln der Serie<sup>66</sup> wiedererkennen lässt. Evident ist indessen das Bemühen, den kulturellen Provinzen Österreichs das Wort zu erteilen, d.h. die österreichische Landkarte literarisch möglichst vollständig zu reproduzieren: Bereits in der ersten unveröffentlichten *Ankündigung A.E.I.O.V.* (Ende 1914) steht z.B. fest, dass »unter der Beratung und Mitwir-

67 Hofmannsthal, Hugo v.: Ankündigung A.E.I.O.V. In: RuA II, p. 430.

68 Hofmannsthal, Hugo v.: M. Mell, Briefwechsel. Heidelberg: Lambert Schneider 1982, p. 94 [Hervorh. RC].

69 Zur tatkräftigen Mitarbeit Michels an der Herausgabe der *Österreichischen Bibliothek* cf. Volke 1976.

70 Volke 1998, p. 191f.

71 RuA II, pp. 454-458.

72 Ibid., p. 456f.

73 Ibid., p. 456.

74 »Nach geographischen Gesichtspunkten gegliedert« ist ein weiteres Projekt dieser Jahre: der *Österreichische Almanach auf das Jahr 1916*, cf. Saueremann, Eberhard: Hofmannsthals *Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916* – ein Beitrag zur Geistesgeschichte oder zur Kriegspublizistik? In: Deutsche Vierteljahrschrift 75 (2002), pp. 288-328, hier p. 322. Auch hier ist Michel mit seinem Aufsatz *Die alte Brücke von Mostar* vertreten. In: Hofmannsthal, Hugo v. (Hg.): *Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916*. Leipzig: Insel [1915], pp. 77-83.

75 Br. v. 04.03.1918 an das Ehepaar Fischer, Bekannte aus der Zeit seiner Prager Reise im Juni 1917. In: Stern, Martin: Hofmannsthal und Böhmen (4). Die Aufnahme der *Prosaischen Schriften III* in Prag und Hofmannsthals Haltung zur Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918. In: Hofmannsthal-Blätter 4 (1970), pp. 264-283, hier p. 273f.

76 Z.B. kommentiert Schuster 1984, p. 59: »Hofmannsthals Vorgehen setzt an die Stelle schonungslos schmerzlicher Einsichten retuschierte folkloristische, landeskundliche, musikalische und dichterische Reminiszenzen.«

77 Soboth, Christian: Berichtstatter, Dichter, Priester und Prophet. Ämter und Rollen in Hugo von Hofmannsthals Kriegspublizistik. In: Schneider, Thomas F. (Hg.): *Kriegserlebnis und Legendenbildung: Das Bild des »modernen« Krieges in Literatur, Photographie und Film*. Bd. 1. Osnabrück: Rasch 1999, pp. 215-232, hier p. 220.

78 Volke 1976, p. 131 [Hervorh. RC].

79 Das Projekt eines »auch für breite Kreise leicht erschwingliche[n] patriotische[n] Bilderbuch[es]« von rd. 300 Fotografien wichtiger Gedenkstätten aus Cisleithanien, »mit denen sich eine dem Oesterreicher ehrwürdige Erinnerung verknüpft«

kung slawischer Österreicher kostbare Besitztümer des nord- oder südslawischen Patrimoniums in liebevollen Übertragungen«<sup>67</sup> geboten werden sollen. Und eben da tritt Michel auf den Plan. Am 01.11.1914 schreibt Hofmannsthal an Max Mell, der mit Felix Braun einen Teil der redaktionellen Arbeit übernommen hatte: »Und von Michel etwas über *unsere* Moslim? Oder eine seiner Novellen? er vertritt allein dies Element.«<sup>68</sup> Denn unleugbar war der vertraute deutsch-tschechische Offizier der Richtige, dem man ans Herz legen konnte, zu zeigen, wie eng das erst 1908 annektierte »Element« Bosnien-Herzegowina mit dem Kaiserreich nunmehr verbunden war. Dieser Anforderung wurde Michel 1915 mit seinem Bändchen *Auf der Südostbastion unseres Reiches* gerecht,<sup>69</sup> zu dem Werner Volke bemerkt: »Es ist eines der Bändchen, die nach Hofmannsthals Wunsch von dem zeugen sollen, was die vielen Völker der Monarchie an Eigenem und an Gemeinsamem besitzen.«<sup>70</sup> Dieses allem Anschein nach versöhnliche, Brücken schlagende Anliegen wird in einem anderen, Ende 1917 erschienenen Artikel, *Die österreichische Idee*,<sup>71</sup> genauer entfaltet: Der tragende Gedanke ist, die Monarchie sei von der »primäre[n] und schicksalhafte[n] Anlage auf Ausgleich mit dem Osten, sagen wir es präzise: auf Ausgleich der alteuropäischen lateinisch-germanischen mit der neu-europäischen Slawenwelt«<sup>72</sup> geprägt und bestimmt. In dieser Vision ist Österreich:

zugleich Grenzmark, Grenzwall, Abschluß [...] zwischen dem europäischen Imperium und einem, dessen Toren vorlagernden, stets chaotisch bewegten Völkergemenge Halb-Europa, Halb-Asien und zugleich fließende Grenze [...], Ausgangspunkt der Kolonisation, der Penetration, der sich nach Osten fortpflanzenden Kulturwellen, ja empfangend auch wieder und bereit zu empfangen die westwärts strebende Gegenwelle.<sup>73</sup>

Hier wird deutlich, dass das geografische Moment das zentrale Interpretationsverfahren bleibt, mit dem die kulturellen Schwingungen innerhalb des vom Krieg entflammten Europas gelesen werden können.<sup>74</sup> Eine Position, die Hofmannsthal folgendermaßen verteidigt:

[I]ch denke nicht im Begrenzten, obwohl ich die Grenzen kenne und ehre. Mir ist ein Mensch mehr als ein Mensch, mir ist über den Völkern ein Höheres – gemeinsames Geschick, geisterhaftes Leben und Weben – Orient – Occident, Ausatmen und Einatmen.

Ein Volk ist mir, wie ein Mensch, der Ort erhabener innerer Begegnungen. Die Vergangenheit und Gegenwart sind mir eins. Die Geographie ist mir eine Möglichkeit von Schicksalen: zu diesen rechne ich die Nachbarschaft, die Feindseligkeiten, die Verdunkelungen, aber auch die Belehrungen und die Bereicherungen.<sup>75</sup>

In dieses Kulturverständnis – freilich in dessen früherer Entwicklungsphase – schreibt sich Hofmannsthals Herausgeber Tätigkeit ein, für die Michels Band *Auf der Südostbastion unseres Reiches*, der ja im Titel sowohl die geografische Festschreibung als auch die Bollwerk-Metaphorik trägt, geradezu ein Paradebeispiel bietet.

Wenige Forscher vermögen indessen, der gesamten Kriegspublizistik Hofmannsthals Verständnis entgegenzubringen.<sup>76</sup> Und tatsächlich ist es erstaunlich, wie bei Projekten wie der *Österreichischen Bibliothek* die Absicht, »den Grundstock für ein kollektives Gedächtnis [zu] liefern«,<sup>77</sup> mit dem Resultat, dass man damit regelrechte Propaganda betreibt, verstrickt ist. Aber das musste Hofmannsthal weniger stören als uns, schreibt er am 24.01.1915 an Michel: »Vielleicht hast Du die Möglichkeit Dir für Vorrede oder Nachwort Deines Bändchens etliche Daten über besonders schönes Verhalten *unserer* Moslim, nicht nur als Soldaten sondern auch sonst als loyale Untertanen zu verschaffen.«<sup>78</sup> Hier bringt das Possessivum, das der Erwähnung der Muslime Bosniens immer (hier sowie beim obigen Zitat aus dem Brief an Max Mell) voran geht, Hofmannsthals imperialistisches Bewusstsein unverhohlen ans Licht: Es scheint, als wäre dieses Land von Interesse, solange es als Eigentum Österreichs auftritt; als gälte es, die Vorstellung einer glücklichen Annexion zu verbreiten, um Österreichs hegemoniale Machtpolitik auf dem Balkan zu rechtfertigen. Wohin zielt denn sonst das von ihm verlangte »schöne Verhalten *unserer* Moslim«, wenn nicht darauf, Bosnien-Herzegowina als Beispiel für die mögliche Integration des »stets chaotisch bewegten Völkergemenge[s] Halb-Europa, Halb-Asien« in die überlegene Einheit der Monarchie zu statuieren? Ebenso deutlich tritt der Machtdiskurs in den *Ehrenstätten Österreichs*<sup>79</sup> zum Vorschein. In einer Vorbereitungsnotiz liest man: »Mostar: (Schonung des Islam) Schlachtfelder.«<sup>80</sup> Bei einer solchen Formulierung nimmt nicht Wunder, dass sich der Rekurs auf die alte – seit der Zeit der Okkupation kursierende – politische

ging nicht in Erfüllung. Diese Zit. sind einem Br. Hofmannsthals v. 02.11.1914 »an ausgesuchte Persönlichkeiten« entnommen, in: Stern, M.: Hofmannsthal und Böhmen (1). Der Briefwechsel mit Jaroslav Kvapil und das Projekt der Ehrenstätten Österreichs. In: Hofmannsthal-Blätter 1 (1968), pp. 3-30, hier p. 5f.

80 Stern, M.: Nachtrag. Aus Hofmannsthals Notizen zum Projekt der Ehrenstätten Österreichs. In: Hofmannsthal-Blätter 4 (1970), p. 285. Zu den Ehrenstätten Österreichs cf. u.a. Volke 1998, pp. 185-187. Bei den »Schlachtfeldern« handelt sich, nach dem Kontext zu schließen, um Orte der Mostarer Gegend, an denen es 1878 zu Gefechten zwischen den okkupierenden österr. Truppen und bosn. Widerstandskämpfern kam. Die Chroniken nennen z.B. Kämpfe bei Čitlik und Ljubuški (01.08.), oder bei Kremenac (21.08.) und Trebinje (07.09.). Cf. Bauer, Ernest: Zwischen Halbmond und Doppeladler. 40 Jahre österreichische Verwaltung in Bosnien-Herzegowina. Wien, München: Herold 1971, p. 51.

81 Cf. dazu: »[...] da gilt in den offiziellen Kreisen noch heute die Hauptmaxime, man müsse den Türken »schonen«, seinen Stolz respectieren, sein Interesse schützen, kurz ihn auf alle Weise mit dem neuen Stande der Dinge »aussöhnen«, damit sein Geld und seine Person dem Lande erhalten bleibe.« In: [Anonym]: Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. Leipzig: Brockhaus 1886, p. 7f.

82 RuA II, pp. 13-25.

83 Cf. Lunzer, Heinz: Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914 bis 1917. Frankfurt/M., Bern, Cirencester/UK: Peter Lang 1981, p. 195 u. p. 201.

84 RuA II, p. 13.

85 Ibid.

86 Ibid., p. 15.

87 Ibid., p. 16.

88 Ibid., p. 20.

89 Ibid.

90 Ibid., p. 22.

91 Ibid., p. 21.

92 Ibid., p. 25.

93 Stern, Martin: Hofmannsthal und Böhmen (2). Die Rolle der Tschechen und Slowaken in Hofmannsthals Österreich-Bild der Kriegszeit und seine Prager Erfahrung im Juni 1917. In: Hofmannsthal-Blätter 2 (1969), pp. 102-35, hier p. 115.

Schablone der »schonenden« Behandlung der Muslime<sup>81</sup> zu Bildern von »Schlachtfeldern« gesellt, ist ja Hofmannsthals Absicht, zu zeigen, dass Österreichs milde und mütterliche Haltung die Gewähr für sein Imperium ist.

Obwohl von Schlachtfeldern bei der früheren Produktion Michels nicht die Rede ist, erweist sich die im Falle des Romans *Die Häuser an der Džamija* besprochene Poetik ebenso als Konsolidierungsfaktor bestehender imperialer Verhältnisse. Denn so wirklichkeitsfern, von guten Gefühlen durchdrungen, ja scheinbar harmlos Michels bosnisch-herzegowinische Fiktion erscheinen mag – dieser Roman und seine weiteren, dem südslawischen Stoff gewidmeten Werke gehen von einer realen Herrschaft Österreichs über das Land aus, sie stellen sie nicht in Frage, vielmehr bestätigen sie sie.

Der Widerspruch eines literarischen Diskurses, der, von den konkreten sozial-politischen Bedingungen abstrahierend, am Ende den Status quo nur bestätigt, soll nun anhand des Begriffs der »Naivität« untersucht werden. Dieser Wahrnehmungs- und Ausdruckskodex, welcher dem ideologischen Feld des »Volkshaften«, »Ursprünglichen« und »Natürlichen« sehr nahe steht, ist nicht nur die Chiffre der Michel'schen Poetik und Stilistik – wie wir erkannt haben. Er galt auch lange als eines der eigensten Merkmale der österreichischen Literatur. Unter den frühesten Beispielen für die Etablierung dieser Klischees findet sich Hofmannsthals Rede *Österreich im Spiegel seiner Dichtung*,<sup>82</sup> ein Vortrag, den er im Juli 1916 während seiner zweiten »Kulturmission« im besetzten Warschau hielt, und der – so wollte der Zufall – gerade von Andrian und Michel angeregt wurde, die selbstverständlich unter den Zuhörern waren.<sup>83</sup> »Österreich ist zuerst Geist geworden in seiner Musik«, behauptet der Dichter, der in Haydn das Musterbild für die »lieblichste Heiterkeit, Seligkeit ohne Ekstase, [...] Freudigkeit [...]«, für den »Zug tiefster naturhafter Ingenuität« sieht, in der die österreichische Literatur »erwacht« sei.<sup>84</sup> Diese Haltung sei die »Mitgift des Volkes«<sup>85</sup>: ein Legat, das nirgends vor dem »Bildungshaften«<sup>86</sup> zurückgewichen sei: weder bei Raimund und Nestroy noch bei Grillparzer oder Stifter – und natürlich nicht bei Anzengruber und Rosegger. Diese Attribute würden – zusammen mit dem Partikularismus, der aus der Bindung an die Landschaft erwachse (»Der österreichische Dichter hat zum Hintergrunde seine Landschaft«<sup>87</sup>) – das »poetische Wesen«<sup>88</sup> Österreichs ausmachen, welches Hofmannsthal zur kultur- und identitätsstiftenden Instanz, ja zur Grundlage der politischen Wirksamkeit erklärt: Denn hier arbeitet der Dichter an der Kreation des »nationalen« Mythos.<sup>89</sup> Mit der Nennung dieses bedeutungsträchtigen Adjektivs ist Hofmannsthal nun zum neuralgischen Punkt seiner Darlegung gelangt, von wo an es gilt, den errichteten Begriffsüberbau wieder locker zu machen: »Der Begriff der Nation darf nicht überanstrengt werden«,<sup>90</sup> lautet daher seine Mahnung. Denn die Konstruktion eines »rein geistigen oder sittlichen Begriffe[s] der Nation«<sup>91</sup> bedarf weniger eines Plus als eines Minus an Begrenzungen, Abschottungen oder Selbstbestimmungen. Die pessimistische Diagnose bezüglich des österreichischen Mangels an Nationalgefühl wird mithin von Hofmannsthal gleichsam auf den Kopf gestellt, d.h. positiv bewertet, weil eben dieses Defizit den »geometrische[n] Ort für alle irgend möglichen Austriazismen«<sup>92</sup> umschreiben soll. Wieder wird uns ein ideelles Schema vor Augen geführt, das aus einem Nicht-Vorhandenen ein Vorhandenes machen will. Die Bedeutung – eine literarische und kulturelle Bedeutung – des Begriffes der »Naivität« liegt für Hofmannsthal eben in dieser paradoxen Dialektik. Während seines Prager Aufenthaltes macht er sich Notizen über die – trostlose – politische Situation der Monarchie angesichts der separatistischen Bestrebungen der Tschechen. Er schreibt:

Naivetät hätte durchschlagen müssen. Naivetät ist Charakter. Naivetät ist das unerlässliche Ingrediens der Würde. Kein Equilibre ohne Naivetät. Naivetät beinhaltet auch das Gefühl der Kraft; zugleich der Nicht-achtung des Meskinen. In der Sphäre der Naivetät gibt es das Meskine nicht.<sup>93</sup>

1919, als das Spiel nunmehr zu Ende ist, wird Hofmannsthal in Michels *Gott und der Infanterist* – einem Buch, mit dem der Autor seine persönliche Bilanz des Krieges zieht – noch einmal eine Bestätigung seines Credo wiederfinden. Aber lange vor 1919 stellt sich Hofmannsthal Fragen nach dem (Un-)Sinn des Krieges. Noch bedrückt von den schweren Verlusten in den Karpaten – ja, infolge der Kapitulation der österreichisch-ungarischen Festung Przemysl, beinahe der Machtlosigkeit ausgeliefert<sup>94</sup> – veröffentlicht er im April 1915 *Die Taten und der Ruhm*<sup>95</sup>. Hinter dem hochtrabenden Titel verbirgt sich in Wirklichkeit eine bittere Erkenntnis, denn hier wird die Unaussprechbarkeit des modernen Krieges diagnostiziert: Mit dem Chaos konfrontiert

94 Cf. Hugo v. Hofmannsthal an Robert Michel v. 05.04.1915: »Durch den Druck, der über einem lag in diesen letzten Wochen seit Przemysl, durch das Gefühl des besonders Kritischen der Lage – war alles wie gelähmt, ich selber am meisten [...]«

95 RuA II, pp. 397-404.

96 Ibid., p. 398.

97 Cf. Soboth 1999, p. 219.

98 RuA II, p. 397.

99 Michel, Robert: *Gott und der Infanterist*. Berlin: Fischer 1919.

100 RuA II, p. 411.

101 RuA II, pp. 411-416.

102 Ibid., p. 414.

103 Soboth 1999, p. 222. – Soboth verweist auf George L. Mosse: *Gefallen fürs Vaterland. Heldentum und namenloses Sterben*. Stuttgart: Klett-Cotta 1993, p. 178.

104 RuA II, p. 415.

sind Dichter unfähig, die Kriegereignisse »auseinander[zu]bringen«<sup>96</sup>, sie »in Tat« umzuwandeln und für die kommenden Generationen als »Ruhm« zu retten. Das Scheitern des kulturellen Gedächtnisses wird angekündigt:<sup>97</sup> Der Krieg ist unbegreiflich – jedoch nicht aufgrund seiner Zerstörungswut oder der verwickelten politischen Interessen und Allianzen der kämpfenden Großmächte, sondern weil er sich als »ungeheure[s] Naturphänomen« zu erkennen gibt, gleich einem »unfasslichen Wüten der Natur gegen ihre Geschöpfe«<sup>98</sup>. Welche Literatur kann diesem Krieg gerecht werden? Welche Literatur will Hofmannsthal herauf beschwören? Nach Kriegsende, lange nachdem ihm jede Lust zu triumphierenden Tönen vergangen war, schien ihm Michel mit seinen im Schützengraben, zwischen Ende 1917 und Anfang 1918, entstandenen Kurzgeschichten eine Antwort auf die von ihm gestellte Frage gefunden zu haben. Die Erzählungen des Bändchens *Gott und der Infanterist*<sup>99</sup>, in denen, anders als in den früheren Kriegspublikationen, ein steigendes Missbehagen an der Gewalt sich breit macht und eine Kehrtwendung zu einer besinnlichen Haltung und innigen Religiosität vollzogen wird, kennen keine Helden und ruhmvollen Taten. Sie bieten hingegen merkwürdig geheimnisvolle Augenblicke, in denen mitten im Kriegsverlauf sich das Numinose kundtut. Auf das große Kriegsgeschehen verzichtend und sich marginalen Episoden zuwendend, kann Michel auf diese Weise aus der Geschichte eine Legende machen. Somit zeigt er vom Krieg »nicht die vorgehaltene Larve eines schlangenschüttelnden Medusenhauptes [...], sondern sein wahres, ewiges Gesicht, das die kommenden Jahrhunderte sehen werden«<sup>100</sup>: Diese Worte aus *Geist der Karpathen*<sup>101</sup> sind angesichts des Publikationsjahres (Mai 1915) selbstverständlich nicht für Michels Buch geschrieben worden, aber sie nehmen es gewissermaßen vorweg, indem sie dem Krieg das gleiche Offenbarungsmuster zuerkennen: In diesem Feuilleton lässt Hofmannsthal Bilder Revue passieren, Exempla, die sich ins Gedächtnis einprägen, ja Visionen, die den Sinn des Krieges in sich tragend, »die Kette der Wirkungen ahnen«<sup>102</sup> lassen. Auch vergleicht sie Christian Soboth mit »tableaux vivants [...], wie sie während des Krieges zum Beispiel im Berliner Tauentzien-Palasttheater gestellt wurden.«<sup>103</sup> Eines dieser Bilder – in absoluter Selbständigkeit geschaffen – führt uns direkt zu den Michel'schen Atmosphären zurück: »[U]nd jenes Sterbebebet des bosnischen Moslims, von niemandem gehört als dem kaiserlichen Prinzen, der die Zweige eines Gebüsches auseinanderbiegt, und darin den einsamen Moslim findet, der seine Sterbelieder singt.«<sup>104</sup>

Diese erstaunliche Entsprechung weist – bei allen Unterschieden, v.a. sollen die vier Jahre, die zwischen *Geist der Karpathen* und folgendem Dokument liegen, nicht vergessen werden – auf eine singuläre Nähe hin, die am Ende dieses Beitrags, sozusagen als Fazit erster Hand, mit der vollständigen Wiedergabe dieses Briefes unterstrichen werden soll:

Rodaun, 21. IV.19.

mein lieber Robert

krank im Bett liegend, habe ich Dein Buch »Gott u. der Infanterist« in großer Ruhe u. Sammlung gelesen, und sehr reine Freude daran gehabt. Es ist ein ausgezeichnet schönes Buch und vielleicht das einzige schöne unverzerrte Buch, das, mindestens auf dieser Seite, aus den Begebenheiten dieses Krieges entstanden ist. – Da sagen die Leute, und schreien es aus, es gäbe kein oesterreichisches Wesen, das sei alles Schein – aber dies eine Buch schlägt ja all solches Geschrei nieder. Nirgend anders auf der Welt konnte dieses Buch entstehen und aus dem Furchtbaren u. Grässlichen das Milde und Gute hervortreten lassen.

Wunderschön ist der Parallelismus des Motivs zwischen der ersten u. letzten Geschichte. Aber noch vieles Andere ist sehr schön, das ich jetzt nicht aufzählen kann. (Am wenigsten lieb war mir vielleicht das kurze Stück »Mutter Marie« und das Heintreten des Galanten oder verliebten Elementes in diese Welt.) Sehr gerührt hat mich, wie das Wort und der Begriff, »Demut«, dieses seltene Wort u. dieser selten hohe Begriff, ungezwungen immer wieder auftaucht.

Mein lieber Robert, es kommt mir manchmal vor als ob Du Dich blenden u. ängstigen ließest durch das unruhige Wesen des litterarischen Marktes und der augenblicklichen, nie wesentlichen Geltungen und als ob Du öfter in Sorge wärest um die Geltung Deiner eigenen Arbeiten in diesem Bereich. Dazu hast Du keine Ursache. Deine Arbeiten sind etwas wirkliches, aus wirklichem Talent entsprungen, aus einem reinen volksnahen Wesen, aus dem tiefen Verstehen der Volksnatur und der Tiernatur und der Landschaftsnatur. Der Bildungssprache bedienst Du Dich nicht wie ein Virtuose, aber mit einer reinen erworbenen Sicherheit und vermagst in ihr sehr rein und deutlich das auszudrücken was Dir vor der Seele ist, ohne Übertreibung und Verzerrung. – Du hast alle Ursache froh u. zufrieden zu sein. – Dein Freund

Hugo.



**MUSLIMISCHE LANDSCHAFTEN**  
von Riccardo Concetti (Wien, Perugia)

**Mag. Riccardo Concetti** (geb. 1976), Studium der Anglistik und Germanistik in Perugia, Doktorand an der Univ. Wien mit der Arbeit *Kritische Edition des Briefwechsels zwischen Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel*. Forschungsschwerpunkte: Wiener Moderne (Hugo von Hofmannsthal), Editions-  
wissenschaft, Theorie des literarischen Gedächtnisses.

Kontakt: ric-con@libero.it

